

Luise Hirsch: Vom Shtetl in den Hörsaal. Jüdische Frauen und Kulturtransfer (= minima judaica, Bd. 9). Berlin: Metropol Verlag 2010. 400 S., 24,00 €.

Jüdische Frauen aus dem Russischen Reich haben eine Vorreiterrolle in der Durchsetzung des Frauenstudiums im deutschen Kaiserreich eingenommen. So lautet eine der Hauptthesen der Studie mit dem programmatischen Titel *Vom Shtetl in den Hörsaal*. Die Autorin ist, wie sie auch selbst anmerkt, nicht die erste Wissenschaftlerin, die dies konstatiert (S. 28). Bei Hirsch zieht sich diese These aber wie ein roter Faden durch die Studie.

Das Buch nähert sich in insgesamt sechs Kapiteln dem Themenkomplex der (Hochschul-)Bildung jüdischer Frauen mit dem Schwerpunkt auf dem Deutschen Kaiserreich. Zunächst grenzt die Autorin die inhaltliche Basis für ihre Studie ein: Sie umreißt die Ausgangslage, in der sich (jüdische) Frauen im Russischen Reich befanden, also laut Hirsch die Pionierinnen des Frauenstudiums in Europa. Sie beschreibt geistige Strömungen wie die Haskala und den Nihilismus ebenso wie die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umstände im Russischen Reich. Auch geht sie auf die Anfänge des Frauenstudiums in Europa ein, das in der Schweiz ab den 1860er Jahren erstmals möglich wurde. Im folgenden Abschnitt wird die Verfasserin ihrem Ansinnen umfassend gerecht, jüdische Historiographie mit judaistischem Fachwissen zu verknüpfen (S. 28): Sie diskutiert die Geschlechterrollen im Judentum von der rabbinischen Zeit bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. In Kapitel 3 nähert sich Luise Hirsch dem Kern ihres Vorhabens: Sie stellt die Situation deutsch-jüdischer Studentinnen im Kaiserreich dar. Hier kommt zudem der biographische Ansatz der Studie zum Tragen. Hirsch analysiert einen umfangreichen Textkorpus von Memoiren zumeist deutsch-jüdischer Frauen unter Gesichtspunkten wie kulturelle, soziale und ökonomische Herkunft, Kindheit und Jugend der Studentinnen sowie deren Bildungsweg. Im vierten Abschnitt werden Veränderungsprozesse der Hochschullandschaft im Deutschen Kaiserreich diskutiert. Im Fokus steht dabei die soziale Öffnung der Universitäten. Die Autorin schließt in ihre Ausführungen weibliche wie männliche ebenso wie jüdische und christliche Studierende ein. Im Anschluss widmet sich Hirsch den Lebenswelten jüdischer Studentinnen im Kaiserreich. Sie beschreibt in vier Unterkapiteln die Themenkomplexe „Fächerwahl und Studienverlauf“, „das Verhältnis zu den Kommilitonen“, „wirtschaftliche Verhältnisse und Lebensumstände“ und „Kolonien

und Vereine“, also Straßenzüge, die von osteuropäisch-jüdischen Migrantinnen bzw. Migranten geprägt waren. Abschließend verlässt Hirsch den von ihr gewählten Untersuchungszeitraum (1896 bis 1918) und geht auf jüdische Akademikerinnen in der Zeit der Weimarer Republik und des Dritten Reiches ein. Im Anhang stellt die Autorin rund 70 Kurzbiographien von jüdischen Frauen zusammen. Hierfür hat sie Akademikerinnen ausgewählt, die in Berlin studiert haben oder die in der Analyse erwähnt wurden.

Als ein Ziel ihrer Studie benennt Hirsch, „[...] die erste Generation jüdischer Studentinnen an deutschen Hochschulen (exemplarisch dargestellt anhand der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin) biografisch [zu] porträtieren und sie in den Kontext der deutsch-jüdischen und russisch-jüdischen Geschichte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ein[z]uordnen“ (S. 20). Diesem Ziel wird die Studie nur partiell gerecht. Es ist auffällig, dass die von Luise Hirsch zur Avantgarde ernannte Gruppe der osteuropäisch-jüdischen Studentinnen im Verlauf der Analyse zunehmend ins Hintertreffen der Betrachtung gerät. Dies mag überwiegend der schwierigen Quellenlage geschuldet sein. Denn es sind uns beispielsweise nur wenige (Ego-)Dokumente von Jüdinnen aus Osteuropa überliefert. Hirsch thematisiert die ungleiche Quellenlage bereits in der Einleitung (S. 21) und wiederholt diesen Fakt im Verlaufe ihrer Studie mehrmals. Als Folge dessen überträgt sie beispielsweise Befunde über osteuropäisch-jüdische Studentinnen in der Schweiz auf die Situation im Kaiserreich. Nicht selten werden auch Memoiren von (jüdischen) Frauen herangezogen, die niemals oder nur kurzzeitig in Berlin studiert haben.

Neben den Ego-Dokumenten hat Hirsch als zweiten Quellenkorpus die Gasthörerinnen-Verzeichnisse der Friedrich-Wilhelms-Universität von 1896 bis 1908 ausgewertet. Auch dieser zweite Quellenbereich ist jedoch problematisch. Hirsch bemerkt selbst dazu: „Entsprechende Angaben [also: Immatrikulations-Verzeichnisse, R. D.] zu den ordentlich Immatrikulierten (ab Wintersemester 1908/09) sind leider nicht erhalten, doch bilden die Hörerinnen mit rund tausend Personen eine solide Basis für eine Auswertung“ (S. 21). Aber liegt nicht die Vermutung nahe, dass die Zulassung von Frauen als ordentliche Immatrikulierte ab dem Wintersemester 1908/09 gravierende Veränderungen für die Studentinnen in Bezug auf den Entschluss zu studieren, Fächerwahl, Studienalltag etc. mit sich gebracht hat? Und bedeutet dies nicht in der Konsequenz, dass die Gasthörerinnen-Verzeichnisse der Untersuchung nur eingeschränkt als Quellenbasis dienlich sein können?

Zum Abschluss stellt sich die Frage nach dem zweiten zentralen Begriff der Studie: Denn folgt man dem Titel, müsste sie sich ebenso wie den jüdischen Akademikerinnen auch dem Thema des Kulturtransfers widmen. Doch dies geschieht nur sehr oberflächlich. Stellenweise mag dieser Umstand – erneut – aus der schwierigen Quellenlage resultieren. Grundsätzlich stellt sich aber auch am Schluss der Studie weiterhin die Frage: Welche Kultur haben Jüdinnen aus dem Russischen Reich eigentlich transferiert? Die Antworten darauf bleibt uns diese zuweilen etwas zerfasert wirkende Studie leider schuldig.

Rebekka Denz, Braunschweig/Berlin